

**Vortrag Tagung Karl Barth Gesellschaft, Wuppertal, 22.09.18, Sabine Dreßler:
Die Vielfalt der Gemeinde Jesu Christi. Erfahrungen aus der Ökumene oder:
Wenn Kirche zur Heimat wird, wo es keine Heimat mehr gibt**

*„Die ganze Heimat und das bisschen Vaterland
Die trägt der Emigrant
Von Mensch zu Mensch,
von Ort zu Ort,
an seinen Sohl'n,
in seinem Sacktuch mit sich fort.“
(Refrain aus dem „Emigrantenchoral“ von Walter Mehring, für Erika Mann und ihr Exiltheater „Pfeffermühle“ in Zürich, 1934)*

Vorbemerkung

Der Begriff „Heimat“ scheint mir einer der spannendsten Termini der Gegenwart zu sein. Allerdings ist er auch einer der umstrittensten, und Vorsicht ist geboten: man muss schon genau hinsehen sollte, wer ihn für sich reklamiert. Bis vor wenigen Jahren und aufgrund einschlägiger, leidvoller Erfahrungen, war davon auszugehen, dass „Heimat“ was mit Volksmusik und Bergfilmen, mit Folklore und Tradition zu tun hat, ja, geradezu davon besetzt war.

Die „alte Heimat“ hielten aber auch die Vertriebenenverbände hoch, bei deren Inhalten oft genug auch revanchistische Motive zutage traten.

Heimat war damit bei den sog. Aufgeklärten und Weltbürgern ziemlich out.

Die Debatte um **Deutschland als Migrationsgesellschaft** hat dies verändert – nun konnte der Begriff etwa mit „Leitkultur“ verbunden werden und gleichzeitig mit einem allerdings diffusen Verständnis davon, wer dazu gehört oder wer nicht, wer einen Anspruch auf Deutschland als Heimat hat und wer nicht, wer Deutscher („Biodeutscher“) ist und wer eben nicht.

Am ganz rechten Rand steht die „Heimat“ seit langem hoch im Kurs. Auf beängstigende Weise werden vermeintlich urdeutsche Traditionen, Tugenden, Eigenschaften im Alltagsleben neu manifestiert, praktisch umgesetzt etwa von völkischen Siedler in ländlichen Gebieten.

Die intellektuelle Szene liefert den Überbau dazu, in Politik, Kultur und Gesellschaft. Rechte Verlage und Literatur haben es inzwischen auf die Buchmessen geschafft haben und behaupten dort lautstark und triumphierend ihren Platz.

Rechte Bewegungen sind zudem schnell und gut im Bereich Social Media, hyperaktive Bewegungen wie „Reconquista Germania“ müssen wir im Blick haben – glücklicherweise aber sehen wir auch die Gegenbewegungen, wie die von Jan Böhmermanns „Lösch Dich“.

Dass wir jetzt ein Heimatministerium haben, könnte insofern ein Gewinn sein, als es das Nachdenken über Erfahrungen mit Heimat und Verlust derselben, mit Wanderungsbewegungen, mit Flucht und Exils-Existenzen in einem modernen Einwanderungsland, wie Deutschland es im Grunde ist, und damit Grundbedürfnisse von Menschen reflektierte – wenn es denn etwas zu hören gäbe aus diesem Haus, was den Begriff in angemessener Weise und in Bezug auf gegenwärtige globale Veränderungen thematisierte. Aber da ist Funkstille - es ist interessant, sich die Seiten des Ministeriums im Netz mal anzuschauen.

„Heimat“ ist jedenfalls alles andere als ein harmloser Begriff – und, das finde ich interessant - er hat keine direkte Entsprechung in einer anderen Sprache. Liegt das daran, dass das so hochemotional besetzte Wort vielleicht eine sehr deutsche Befindlichkeit ist?

Ich will ein paar Wahrnehmungen dazu mitteilen, wie sich Kirche und Heimat zueinander verhalten und habe diese überschrieben mit der beobachtenden Feststellung: **Wenn Kirche zur Heimat wird, wo es keine Heimat mehr gibt.**

Zwei Perspektiven dazu: Die eine aus der Ökumene, die andere aus hiesigen Gemeinden.

Zunächst folgendes Zitat:

„Die conditio humana ist laut der Bibel fast von Anfang an eine von Heimatlosigkeit“ stellt der Schweizer Theologe Matthias Zeindler in seinem Buch über „Heimat(en)“ fest. Fußnote¹

Ich bin inzwischen einige Male im Libanon zu Besuch bei dortigen Reformierten gewesen – und da diese Kirche auch viele Gemeinden in Syrien hat, sind diese Begegnungen immer sehr besonders und sehr intensiv. Nie reise ich dort ab, ohne dass mich ein Kollege oder ein Mann, eine Frau, ein junger Mensch aus den Gemeinden bittet: „Kannst Du nach meinem Cousin, unserer Presbyterin, unserem Gemeindeglied suchen – hier ist seine letzte Adresse, er/sie ist seit letztem Jahr in Deutschland. Kannst Du herausfinden, wie es ihm geht? Kannst Du sie an eine reformierte Gemeinde vermitteln?“

Nie geht es dabei um finanzielle oder sonstige Unterstützung zur Bewältigung des schwierigen Alltags von Geflüchteten – und gerade das macht es so besonders und ist sicherlich auch eine Besonderheit von syrischen Flüchtlingen. Viele von ihnen haben zuvor so gelebt wie Sie und ich, also mehr oder weniger gut situiert, gut ausgebildet, anerkannt, sie hatten ihren festen Platz in der Gesellschaft. Eben sie aber sind zu jenen geworden, die von heute auf morgen alles zurücklassen mussten und sich genau dies niemals haben vorstellen können: den Verlust von allem zu erleben, als Fremde in einem fremden Land auf Hilfe angewiesen zu sein, ohne Perspektive, heimatlos.

Durch sie habe ich verstanden, wie sehr das Verlassenmüssen des eigenen Landes den Verlust von Rechten, von Ansprüchen bedeutet, und mit dem Gefühl der Scham einhergeht.

Für viele der Geflüchteten geht es dann darum, einen Ort zu finden, der ein wenig erinnert an die Kirche, an die eigene Gemeinde und damit die Gemeinschaft und zu Hause. Um das Grundbedürfnis nach Zugehörigkeit, nach Wahrgenommenwerden als der ganz eigene Mensch, der man/frau ist, geht es - in einem anderen Land, in dem man gestrandet ist und im Ranking noch Glück hat, wenn es Deutschland ist.

Um Gemeinde zu leben und ein Teil davon zu sein, geht es, dort also, wo Menschen sind, von denen man annimmt, dass sie, wenn auch in anderer Sprache und in unbekanntem Liedern, von denselben Geschichten und aus derselben Hoffnung leben, wie die sie Bibel erzählt.

Für sie, die Geflüchteten, die auf irren Wegen und Umwegen zu uns kommen, wird dann die hiesige Kirche zur Heimat, wo es keine (eigene) Heimat mehr gibt.

Und es muss gar nicht das Kriegsland Syrien sein – auch in den Gesprächen mit Menschen aus dem noch immer vom Bürgerkrieg gebeutelten Libanon erfahre ich so oft, dass der Sohn, die Tochter, die Schwester in einem anderen Land lebt, weil dort Ausbildung und Jobs besser sind, weil der Libanon jungen Menschen keine guten Zukunftsperspektiven zu bieten hat, weil die politische Situation des Landes und der ganzen Region so fragil bis kaputt ist.

Die Möglichkeiten der gegenseitigen Besuche, das Zusammensein mit der Kernfamilie, sind rar und deshalb umso mehr ersehnt. Und doch scheint das für die Menschen, die mir von ihren erwachsenen Kindern im Ausland erzählen, alles sehr normal zu sein, alltäglich geradezu. Geht eben nicht anders, war besser so. Wie mögen sie über „Heimat“ denken? Vielleicht ist das eher ein Luxusgut für sie?

Ein weiterer Aspekt kommt in beiden Ländern hinzu: Hier steht, so wird gern gesagt, die Wiege des Christentums, hier ist es zuerst „beheimatet“. Heute bedeutet Christsein, als eine Minderheit zu leben, wenn auch als solche in gewisser Weise (noch) staatlich geschützt. Das verändert sich angesichts des Krieges in Syrien, angesichts der Interessen verschiedener Akteure von außen und ebenso angesichts eines veränderten, zum Teil radikalisierten Islam und den Folgen für die Gesellschaften des Nahen Ostens.

Die Kirche als solche verändert sich jedoch noch in anderer Weise durch Abwanderung und Flucht. Sie **wird für die, die bleiben**, die aus unterschiedlichsten Gründen nicht weggehen können oder wollen, **zur bedrohten und zu Teilen unbehausten Heimat**. Die Menschen rücken zusammen in dieser Zeit der Abschiede und des Schmerzes und werden einander zur Heimat.

Sie leben zwischen der Hoffnung auf eine irgendwie zu gestaltende sinnvolle Zukunft und dem Bangen vor dem Eingeständnis, dass sie eben genau dies nicht mehr schaffen werden: eine Zukunft aufzubauen, weil sie zu wenige geworden sind, weil sie keine Kraft mehr haben, weil die Auseinandersetzungen zwischen den Religionen härter werden, weil sie an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren.

Ich vermute, dass das Wort „Heimat“ in diesen Biographien, wenn es denn in ihrer Sprache vorkäme, etwas viel Offeneres, Weiteres und Anspruchsvolleres, weil Anstrengenderes meinte, als ich es von unserem gegenwärtigen Hintergrund und unserem Verständnis von Heimat her kenne.

Welche Art von Heimat aber ist das, die die geglaubte Kirche konkret zu bieten hat?

Wir haben, interessanterweise erst verstärkt in den letzten Jahren, damit begonnen, die Bibel selbst, und dann auch Wesen und Auftrag der Kirche, intensiver unter dem Aspekt von Wanderung und Exil zu betrachten und dadurch anders und neu zu verstehen.

„Die Bibel ... ist Migrantinnen und Migranten, Flüchtlingen, Staatenlosen und Sans Papiers weit mehr auf den Leib geschrieben als den Sesshaften, den etablierten Bürgerinnen und Bürgern.“ⁱⁱ

Und das Moderamen des Reformierten Bundes hat 2016 in einer „theologischen Vergewisserung“ zu Flucht und Exil festgestellt:

„Die Flüchtenden erinnern die Kirche in besonders unausweichlicher Form an die für sie essenzielle Bedeutung ihrer Fremdlingschaft in einer Welt jenseits von Eden.“ⁱⁱⁱ

Die Kirche ist an sich und damit wesensgemäß also immer **Kirche im Exil und Kirche des Exils.**

Die Konsequenz daraus ist, dass wir alle, im realen Sinn und/oder in der geglaubten Existenz, „ein Gast auf Erden“ sind und auf unsere wirkliche, die von Christus verheißene Heimat, noch zugehen.

Aber glauben wir das tatsächlich noch? Drückt sich das in unserer gegenwärtigen kirchlichen Praxis aus? In unseren Gottesdiensten, aber auch in unserem Gemeindealltag? Ist diese Hoffnung auf die verheißene Heimat an den Formen unserer Frömmigkeit und unserer Spiritualität erkennbar?

Ich bin gewiss, dass frühere Generationen noch eine größere Ahnung davon hatten und ein tieferes Vertrauen und eine echte Erwartung in das verheißene Paradies gelegt haben.

Heute sind wir Teil einer Gesellschaft, in der das „Leben als letzte Gelegenheit“ (M. Grone-meyer) genutzt werden muss und etwa die Choräle aus der Abteilung „Sterben und ewiges Leben“ im Evangelischen Gesangbuch so manchem reichlich abständig vorkommen müssen.

Wir haben uns als Kirche so eingerichtet in dieser vorläufigen Welt, als wäre sie die schon verheißene. Die, die immer bleiben wird, sicher nicht so, wie sie jetzt ist, aber doch als ein festes Haus, eine feste Institution, an sicherem Ort.

Und es könnte sein, dass wir durch unsere Geschwister, die uns als Aus-der-Welt-Gefallene begegnen, aufgerüttelt und irritiert werden.

Dass wir erinnert werden daran, dass die Kirche Jesu Christi nicht nur von Anfang an eine Gemeinde der Vielfalt war, sondern auch eine Kirche auf dem Weg, unterwegs, mal drinnen, mal draußen, mal im Exil, mal in dem, was wir Heimat nennen.

Wenn das stimmte, dann ist klar, dass besonders die Entwicklungen der vergangenen Jahre in unseren Gemeinden nicht nur eine Willkommenskultur zeitigen, sondern Unruhe und Beunruhigung mit sich bringen. Der Flüchtling ist immer auch der „Bote des Unglücks“ (B. Brecht)

– weil er mir Katastrophen ansagt, die nicht nur ihm geschehen, sondern weil der Zusammenbruch von Ordnungen auch mich betreffen kann und mich in meiner Ruhe aufschreckt. Die schärfste Reaktion darauf ist die Abwehr dessen, der mich unruhig macht. Eben dies findet gerade statt.

Die **Chance in der Begegnung** liegt darin, dass der gemeinsame Glaube an den, der uns die endgültige Heimat, die Wohnung im Haus des Vaters, bereithält, für beide, für Migranten und für die Eingesessenen ein Stück Beheimatung in einer unsicher gewordenen Welt geben kann.

Der geteilte Glaube und das Vertrauen in die gemeinsam erhoffte Wirklichkeit der Verheißung Gottes kann genau diese **Brücke zwischen Exilanten und Eingewohnten bauen**.

Noch einmal Zeindler:

„Kirche ist notwendig Migrationskirche und als solche die Heimat von beheimateten und heimatlosen Menschen, die ein gemeinsames Heimweh verbindet.“^{iv}

Ich komme auf Erfahrungen von Gemeinden mit MigrantInnen in Deutschland

Ein Beispiel: Da tauchen, im Jahr 2015, unangekündigt und unerwartet, im Gottesdienst einer Gemeinde in einer niedersächsischen Kleinstadt 10,12 sehr anders aussehende junge Menschen auf. Setzen sich hinten in eine Bank – und bringen die kleine, sehr miteinander verwachsene Gemeinde, die immer mehr oder weniger unter sich geblieben ist, durchaus in Verwirrung.

Manche der fremden Besucher outeten sich später als Christen, manche als Muslime, andere kommen wie der „Kämmerer aus dem Morgenland“ – und wollen auf der Stelle getauft werden. (Taufe und Konversion, besonders im Asylverfahren, ist dabei noch einmal ein anderes, tiefgreifende, komplexes Thema und für die Beteiligten durchaus nicht einfach).

Sie, die neu sind, sind neugierig auf den Glauben der Einheimische, wollen dazugehören oder auch ihr bis dahin nur im Verborgenen gelebtes Bekenntnis endlich öffentlich ausdrücken können, in einer Gesellschaft, in der das Recht auf Religionsfreiheit Gültigkeit hat.

Hier treffen Welten aufeinander: Die Selbstverständlichkeit, mit der Religion zum Leben und Alltag der Migranten gehört und praktiziert und öffentlich bekannt werden will, trifft auf die eher zurückhaltende Gemeinde, die ihre mehr oder weniger festen Rituale und Gewohnheiten hat. Ihre Sprache, ihre Lieder, ihre Theologie. Und die durch die „Neuen“ neue Erfahrung machen:

„Das Beste ist, dass wir wieder lernen, über unseren Glauben zu reden.“

Eine Gemeinde, die auch absolut gastfreundlich ist und selbstverständlich fremde Menschen willkommen heißt. Das geht so lange gut, bis die Gäste mehr sein möchten als die von außen Empfangenen, die sich nach und nach assimilieren sollen.

Das (biblische) Konzept der Gastfreundschaft ist ein sehr schönes und menschenfreundliches, aber es trifft hier nicht wirklich die Situation, weil längst nicht offen genug ist, nicht weit genug reicht, weil es immer auch die Gefahr der Hierarchie oder des Paternalismus in sich birgt: Letztlich bestimmt der Gastgeber, wie sich der Gast zu verhalten hat. Augenhöhe von Geschwistern einer christlichen Gemeinde sieht anders aus – genau deshalb ist das ja auch so schwer.

„Wir müssen uns darauf einrichten, dass sich unsere Lebensumstände ebenso verändern werden, wie wir das auch von den Flüchtenden erwarten.“^{vi}

So hat das Moderamen des Ref. Bundes richtig und richtig vollmundig bekannt. Das umzusetzen wird, neben vielem anderen, die Frage nach „Heimat“ aufwerfen - für die, die kommen und nach Beheimatung suchen wie für die, ihre „angestammte“ Heimat bedroht sehen. Genau dem stellen sich Gemeinden, die sich öffnen für Geschwister aus anderen Welten. Und das ist unterschiedlich schwierig und gleichzeitig gesegnet.

Nicht jede Gemeinde kann, sollte und muss dabei zum best-practise-Modell interkultureller Zusammenarbeit avancieren. Es gibt Gemeinden, die ihr Bestes versuchen und dennoch an ihre Grenzen kommen – mit Blick auf ökumenische Erfahrungen denke an Gemeinden in den USA oder auch Südafrika, die besten Willens sind, etwa ethnische Grenzen zu überwinden, und dennoch schlicht aufgrund soziographischer Gegebenheiten den eigenen und den Erwartungen von außen nicht nachkommen.

Andererseits gibt es Orte, deren Voraussetzungen oder Grundkonzepte so günstig sind, dass sie eine Gemeinschaft fördern, die Heimat in Vielfalt werden kann. Ich denke an eine Gemeinde der Waldenser in Palermo, die mit und durch ihre Arbeit mit MigrantInnen seit vielen Jahren eine sehr bunte Gemeinschaft bilden.

An die ökumenische Gemeinschaft in Iona, Schottland, die auf besondere Weise Liturgie, Spiritualität und sozialpolitische Arbeit, Internationalität und Interkulturalität in Einklang bringt.

Wir haben in Deutschland Gemeinden, die Modell stehen für neue, unabhängige Gemeinden (Ev. Lydia-Gemeinde, Dortmund).

Und wir haben die vielen ganz „normalen“ Gemeinden in unseren Landeskirchen, die seit Generationen Heimat bedeuten für die Einheimischen und die vor langer Zeit Zugewanderten. Aus der Erinnerung der eigenen Migrationsgeschichte erfolgt keineswegs selbstverständlich das Verständnis für heutige Migranten und ihre Ansprüche und Bedürfnisse, ihr Gefühl der Fremdheit und ihre Suche nach Beheimatung. Auch hier ist Abwehr keine unübliche Reaktion.

Trotzdem halte ich die Erinnerung und Vergegenwärtigung der eigenen Lebenswanderung für die beste Voraussetzung, sich für neue, unerwartete Begegnungen zu öffnen – zumal als ChristInnen mit einem Glaubensfundament, das in großen Teilen von Flüchtlingen und MigrantInnen gelegt worden ist.

Das Thema „Heimat“, diesen umstrittenen Begriff, in unseren Gemeinden zu reflektieren, biblisch, theologisch, biographisch und historisch, soziologisch – was auch immer - verstehe ich als eine der wichtigen aktuellen Aufgaben, als Gemeinde in der Vielfalt der Gegenwart zu leben, zu lernen und zu wachsen – am Ende dann auch zur „ganzen“ Heimat in Christus hin.

Vielen Dank

ⁱ Amélé Adamavi-Aho Ekué, Frank Mathwig, Matthias Zeindler, Heimat(en)? Beiträge zu einer Theologie der Migration, Zürich 2017, S. 82

ⁱⁱ a.a.O., S. 13

ⁱⁱⁱ Moderamen des Reformierten Bundes: Flucht und Exil – Impulse für eine theologische Vergewisserung, 2016 https://www.reformiert-info.de/Flucht_und_Exil-15299-0-56-2.html

^{iv} Amélé Adamavi-Aho Ekué, Frank Mathwig, Matthias Zeindler, Heimat(en)? Beiträge zu einer Theologie der Migration, Zürich 2017, S. 14

^v Beate Heßler, „Kirche im ländlichen Raum“. Themenheft „Lebt Gott noch in der Nachbarschaft?“, August 2018

^{vi} Moderamen des Reformierten Bundes: Flucht und Exil – Impulse für eine theologische Vergewisserung, 2016 https://www.reformiert-info.de/Flucht_und_Exil-15299-0-56-2.html